

Seawalkers - Deep-Seawalker

Erkenntnis

Irgendwie hatte Helena schon immer gespürt, dass sie anders war. Schon allein aufgrund ihres Aussehens, das ihr schon zu schaffen machte, seit sie zur Schule ging. Aber dass Wesen ihrer Art sogar in Fachbüchern als Monster betitelt wurden – nun ja, zumindest in Anführungszeichen – hätte sie trotz allem nicht gedacht. Früher. In ihrem alten Leben.

Damals stand Helena Morgen für Morgen vor dem Badezimmerspiegel und versuchte, ihr widerspenstiges, aschblondes Haar zu einem Zopf zu bändigen. Ihre leider winzigen, aber dennoch stechenden, flussgrünbraunen Augen umrandete sie mit einem dunkelbraunen Lidstrich, um sie wenigstens optisch ein kleinbisschen zu vergrößern - und um von ihrem eigentümlichen, silbernen Schillern abzulenken. Trotzdem starrten sie Menschen, mit welchen zum ersten Mal zu tun hatte, verunsichert an und schienen dabei nicht recht zu wissen, was genau sie an ihr so irritierte. Nun gut, sei's drum, sie wusste es ja selbst nicht. Als nächstes bekamen ihre blassen, fast bläulichen Wangen mit dem dicken Flauschepinsel eine volle Ladung Wangenrouge verpasst, damit sie nicht gleich jeder fragte, ob sie krank oder sonst irgendwie nicht okay sei. Beim letzten Kontrollblick in den Spiegel lächelte sie sich aufmunternd zu – das sei gut für das Gemüt und für das Selbstvertrauen, hatte sie einmal in einer Mädchenzeitschrift gelesen -, allerdings nur mit geschlossenen Lippen, da sie auch ihre schmalen, leicht zugespitzten Zähne nicht mochte. Und damit war sie wohl keineswegs allein – oder hat jemand schon mal in einer Werbung für Zahnpasta oder Kaugummi ein Lächeln gesehen, das keine grossen, beinahe quadratischen Zähne präsentiert?

Einer der wenigen Menschen, den ihr Anderssein nicht zu stören schien, war ihre High School Freundin Victoria. Auch sie stand am Rande der Klasse, was sie wohl hauptsächlich dem allgemeinen Neid auf ihre Hochbegabung zu verdanken hatte. Ihr Gehirn schien ein Extrakt der Logik selbst zu sein - und wann immer sie nicht mit Helena auf ihrem Lieblingsfelsen an der Küste Portlands abhing, steckte sie zu Hause im Keller, dachte sich Problemstellungen aus und löste diese anhand der verrücktesten Experimente.

An dem Tag, der der Anfang vom Ende ihres alten Lebens sein sollte, hatte Helena in der ersten Schulstunde Schwimmunterricht. Und obschon sie an solchen Tagen zu Hause im Nu bereit war, da sie sich das Makeup sparen konnte, war sie spät dran. Victoria empfing sie in der Umkleidekabine. „Mensch, Helena, hast du etwa verpennt?“, rief sie nervös, „beeil dich, wenn du nicht willst, dass dir der Froschkönig ins Gesicht springt und uns allen ein Zweikilometer-Streckenschwimmen aufdrückt. Seine Laune hängt schon jetzt am untersten Ende der Wetterleiter.“ Der Froschkönig, der eigentlich Fritz König hiess, war unser Schwimmlehrer. Er hatte die Gestalt eines Kleiderschranks und war berüchtigt für seinen exquisiten Mix aus Selbstzufriedenheit und Übellaunigkeit.

Also raste Helena nach dem Umziehen in die Schwimmhalle, gefolgt von Leon, der unglücklicherweise noch mehr Verspätung hatte und etwas von einem gestrandeten Bus murmelte. Doch es half nichts. Die vielerseits gefürchteten zwei Kilometer waren Realität geworden, und der Froschkönig stand bereits mit verschränkten Armen neben den Startblöcken. Angesichts des allgemeinen Murrens setzte auch Helena

eine missmutige Miene auf. Dass sie sich in Wahrheit aufs Schwimmen freute, wollte sie sich nicht anmerken lassen.

Wenig später stand sie startbereit auf ihrem Sprungbock und spürte die Anziehungskraft, die das Wasser auf sie ausübte – obwohl sie prickelnd kühles See- oder Meerwasser der stechend riechenden, viel zu warmen Chlorbrühe in dem bonbonblauen Becken bei weitem vorgezogen hätte. Empfinden wohl alle Menschen solch ein Verlangen nach dem Wasser? Der Startpfeiff erklang und Helena sprang, kraulte los und liess sogleich alle anderen weit hinter sich. Aber wozu die Eile? Das hier war eigentlich kein Wettschwimmen, und ihrer Beliebtheit in der Klasse war diese Verbissenheit schon gar nicht zuträglich. Doch irgendwie konnte sie nicht anders. Etwas in ihr trieb sie an, was immer das auch war – vielleicht irgendein Jagdhormon oder so?

Während sie weiter durch das Wasser schoss, wanderten ihre Gedanken weit weg. Wo war ihr Vater in diesem Augenblick? Wohl noch immer irgendwo weit draussen im Pazifik, doch immerhin auf der Rückkehr. Denn an diesem Abend würde sie ihn nach zwei Wochen endlich wiedersehen. Ihren Vater. Den Taucher.

Helenas Vater Roman war leidenschaftlicher Berufstaucher. Wie Helena liebte er das salzige Nass des Ozeans, fand Ruhe in diesem allgegenwärtigen und doch so eigenen Element. Schon von klein an hatte Helena ihm nachgeeeifert und den Wunsch gehegt, denselben Beruf zu ergreifen. Doch ihr Vater hatte ihr davon abgeraten. Gelinde gesagt. So etwas sei nichts für Frauen, schon gar nicht für so zarte Wesen wie sie. Womit er natürlich grundsätzlich Recht hatte. Die extremen Bedingungen, namentlich die lebensfeindliche Umgebung unter hohem Druck, ohne Luft, in völliger Dunkelheit und mit Wassertemperaturen knapp über dem Nullpunkt, erforderten eine kräftige, belastbare Physis. Doch es schmerzte Helena. Ihre Sehnsucht nach der Unterwasserwelt frass sie bisweilen fast auf. Insbesondere dann, wenn sie den Erlebnisberichten ihres Vaters lauschte oder in der Schulbibliothek Bücher und Reportagen über Meeresbiologie, Tiefseegräben oder Tauchsport wälzte.

Nach der siebzehnten Poollänge hatte sie einen Entschluss gefasst.

„Papa“, begann Helena, als sie und ihr Vater später zusammen beim Abendbrot sassen und er ihr ein wenig über seinen soeben beendeten Einsatz berichtet hatte, „in einem Monat haben wir von der Schule aus einen Berufsschnuppermonat. Und da möchte ich tauchen. Mit dir.“

Roman hielt inne und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

„Also, weisst du, das heisst ja noch nichts“, schob sie schnell nach, „ich muss das deswegen später nicht wirklich machen. Ich bin erst vierzehn und habe noch viel Zeit.“ Helena fixierte ihren Teller, wo sie damit beschäftigt war, Radieschenscheibchen in Reih und Glied auf ihr Butterbrot zu legen. Dann hob sie den Blick und sah ihren Vater erwartungsvoll an, doch der sagte eine gefühlte Ewigkeit lang nichts. Endlich richtete er sich auf seinem Stuhl auf und fuhr sich mit der Hand durch sein soldatisch kurz geschnittenes, dunkelbraunes Haar, was er immer tat, wenn er angespannt war. Ein Lächeln, in dem aber auch eine Menge Sehnsucht lag, umspielte seine Lippen und er nickte. „Okay.“

In dieser Nacht lag Roman lange wach und grübelte. Helena. Ihre Augen. Ihre feinen, kantigen Züge, die zarten und doch drahtigen Glieder. Ihre blass bläuliche, beinahe durchscheinende Haut. Ihre gradlinige, fast etwas kühle Art, die nur selten durch impulsive Handlungen oder Reaktionen durchbrochen wurde – aber wenn, dann mit einer fast beängstigenden Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit. Er schloss die Augen. Gedanklich begab er sich fünfzehn Jahre zurück. Zurück in jenen Winter. Zurück zu seinem verhängnisvollen Tauchgang.

Nach einer kniffligen Theorieprüfung, die Teil seiner Ausbildung zum Berufstaucher war, wollte er sich einfach nur den Kopf freimachen. Wollte hinunter in die wundersame Wasserwelt, wollte bestaunen, erkunden, geniessen. Mit ruhigen Flossenschlägen glitt er in die Tiefe. Als er den Grund erreichte, warf er einen Blick auf seine Taucheruhr. Achtzehn Meter. Genügend tief für heute.

Er schwebte über skurrile Gesteine und wunderliche Gewächse, die sich verklärt im Wasser wiegen. Im Grunde war Tauchen wie Fliegen. Nur eben nicht in der Luft, sondern im Wasser. Roman stellte sich vor, er flöge wie ein Vogel inmitten von Baumwipfeln und flitzte dabei in Schlangenlinien über den Meeresgrund. Und da geschah es. Roman hatte nicht realisiert, dass er dermassen nahe an dem zerklüfteten Gesteinsbrocken zu seiner Linken vorbeigeschrammt war – und schon spürte er einen stechenden Schmerz an der linken Schulter. Er blickte kurz auf die schmerzende Stelle. Mist. Im Taucheranzug klaffte ein mehrere Zentimeter langer Riss, und das brennende Gefühl legte nahe, dass er blutete. Sogleich ergriff ihn die Angst. Blut! Und hier lebten Haie, auch in Küstennähe! – Beruhige dich, beschwichtigte ihn seine Vernunft. Sie tun dir nichts. Die Haie hier sind zwar bisweilen richtige Kaliber, doch wir Menschen interessieren die nicht. – Dennoch schienen sich seine Beine zu verselbstständigen, und etwas zu schnell beförderten sie ihn in Richtung Wasseroberfläche empor. Nein, viel zu schnell. Bereits zu Beginn seiner Ausbildung hatte Roman gelernt, was mit dem menschlichen Körper bei zu raschem Auftauchen geschieht. Doch er kam nicht mehr dazu, diese Ereigniskaskade zu Ende zu denken. Geschweige denn, etwas dagegen auszurichten. Er fühlte den zunehmenden Druck in Kopf und Brustkorb. Das Kribbeln in Armen und Beinen, gefolgt von Gefühlslosigkeit. Als die Schmerzen unerträglich wurden, schloss er die Augen. Loslassen. Sich treiben lassen. Wenigstens würde er sein Ende dort finden, wo er am liebsten war.

Irgendwann drang ein heller durch Romans Augenlider. Es war eine Art Licht, warm und irgendwie golden – golden? Jedenfalls fühlte er sich darin wohl und geborgen. Und dann eine Stimme. Klangvoll. Rau, und dennoch sanft. Diese Stimme und das Licht erfüllten ihn mit einem nie gekannten Glücksgefühl. Er blinzelte und öffnete mühsam die Augen – und sogleich drohte sein Blick in zwei silbernen schimmernden Augen zu versinken. Mit aller Kraft riss er sich davon los und erkannte vor sich ein Gesicht, wie er noch niemals zuvor eines gesehen hatte. Das waren bläulich schimmernde Gesichtszüge von – einer Frau? – Die Gestalt schenkte ihm jedenfalls so etwas wie ein Lächeln, wobei schmale, leicht zugespitzte Zähne zum Vorschein kamen. Dann sank er wieder ins Nichts.

Vier Tage später, als Roman das nächste Mal erwachte, fand er sich im Krankenhaus wieder und erfuhr, wo und wie er aufgefunden worden war. Gottlob. Bei seinem merkwürdigen Erlebnis hatte es sich also lediglich um eine Vision an der Schwelle zwischen Leben und Tod gehandelt. – Oder?

Weit gefehlt. Monate später, als Roman an einem kühlen, leicht nebligen Spätsommernmorgen auf seiner gewohnten Joggingrunde den Strand erreicht hatte, sich streckte und seine Glieder lockerte, vernahm er auf einmal ein schwaches Winseln. War hier irgendwo ein verlorener Hund? Eine verletzte Katze? Er folgte dem Geräusch - was nicht ganz einfach war, da es immer wieder im Rauschen der Wellen verschwand.

Dann fand er es. Ein Kind. Ein unbekleidetes Baby. Ein Mädchen. - Hier? Alleine? So nahe am Wasser? Und bei der Kälte? Roman ging neben dem wimmernden Bündel in die Hocke, ergriff seine winzigen Hände und betrachtete es. Hatte es womöglich jemand – doch als er dem Kind in die Augen sah, traf ihn die Erkenntnis wie ein Schlag.

Endlich war er gekommen. Der Beginn des ersehnten Schnupperpraktikums. Und zu Helenas Freude hatte ihr Vater für diese Zeitspanne bereits einen Auftrag erhalten. Er sollte mit einem internationalen Offshore-Taucherteam ein leckes Ventil in einer Ölleitung reparieren. Mann, wie spannend!

Als das imposante Taucherschiff nach einigen Tagen die betreffende Stelle erreicht hatte, war der Himmel bleigrau und lastete schwer auf den Gemütern des Teams und auf dem Meer. Ein böiger Wind zerzauste Helenas buschiges Haar, wobei man sich hätte fragen können, ob dieses überhaupt noch zerzauster werden konnte. Vor drei Stunden war ein holländischer Taucher von seinem Erkundungs-Tauchgang zurückgekehrt und eine gute Stunde später aus der Dekompensationskammer gekommen. Nach seinem Bericht lag das undichte Ventil in rund fünfzig Metern Tiefe. Helena schauderte. Ganz schön tief. Obschon – wenn man bedachte, dass Offshore-Taucher im offenen Meer bis vierhundert Meter tief tauchten, war das ein Klacks. Oder so. Sie blickte nach oben und versuchte, sich die Wassersäule vorzustellen, die in vierhundert Metern Tiefe auf einem lastete. Gewaltig.

Doch sogleich schüttelte Helena diesen Gedanken ab, ging in den Gruppenraum und verfolgte das Briefing, wie die Vorbesprechung zur Erledigung eines Auftrags genannt wird. Die Stimmung war ruhig, alle waren konzentriert. Jeder Arbeitsschritt wurde im Detail geplant. Danach machte sich das Team daran, zwei Taucher einzukleiden. Einen Schweden um die Vierzig, blond und schlaksig. Und – ihren Vater. Das Einkleiden war eine ganze Litanei. „Helm richtig zu.“ – „Reserveventil an der Flasche offen.“ – „Zweihundert Bar auf der Reserve.“ – „Warmwasser angeschlossen.“ – „Schlauchleine festgemacht.“ Danach wiederholte ein zweiter Kollege jeden Punkt und prüfte jeden Handgriff, denn beim Offshore-Tauchen war alles doppelt gesichert. Zum guten Glück. So tief unten gab es keine leichten Unfälle. Entweder es gab keinen, oder er endete für den Taucher tödlich. Also sah man zu, dass es gar nicht soweit kam.

Helena fing Romans Blick durch seine breite Taucherbrille auf und trat zu ihm. Er drückte sie fest an sich, sodass sie die breiten Riemen um seinen Oberkörper und die metallenen Karabiner hart an ihren Rippen spürte. „Mach's gut“, sagte sie.

Roman und der Schwede quetschten sich ins Innere der Glocke. Dann wurde diese ins Wasser hinabgelassen, von schäumenden Wellen umgarnt und entschwand in die Tiefe. Einzig die Schläuche, die die Taucher mit den Druckbehältern an Deck verbanden, wiesen darauf hin, dass da unten jemand war.

Helena wusste, dass das Leben ihres Vaters nun buchstäblich an diesem einen Faden hing. Riss der Schlauch, würde er sterben.

Mit einem Mal vernahm Helena Rufe. Sie fuhr herum. Der Supervisor, der in seiner Kabine vor mehreren Bildschirmen sass und mit den Tauchern über Funk und Kamera ununterbrochen in Verbindung stand, um sie bei ihrer Arbeit zu instruieren und zu unterstützen, rief einem Mann ausserhalb der Kabine etwas zu. Zwar wurden seine Worte von einem Windstoss von Helena weggetragen, und dennoch – oder gerade deshalb – ahnte sie, worum es ging. Erst jetzt hatte sie realisiert, wie heftig Wind und Wellengang geworden waren. Sie folgte dem besorgten Blick des Supervisors und sah, wie das Schiff an den Schläuchen der beiden Taucher zerrte - und sogleich packte sie die Angst wie eine eiserne Faust. Sie rannte zur Kabine des Supervisors, trat hinein und hörte gerade noch, wie der ins Mikrofon rief: „Wir brechen ab! Das wird jetzt zu gefährlich.“ „Negativ“, vernahm sie zu ihrem Entsetzen die Stimme ihres Vaters durch den Lautsprecher aus der Tiefe, „das defekte Ventil ist abmontiert, das neue noch nicht dran. So können wir es nicht lassen. Ansonsten fliessen hier Unmengen Öl ins Meer. Zudem...“, er stockte, „...zudem hat sich unsere Glocke irgendwo mit der Leitung verhakt, fürchte ich. Die Stelle konnte ich bisher nicht finden. Keine Ahnung, wie wir hier wieder loskommen.“

Erst fürchtete Helena, vor Angst die Besinnung zu verlieren. Dann aber merkte sie, wie sie plötzlich ganz ruhig wurde. Ihre Atmung wurde langsam und tief, und in ihrem Inneren spürte sie eine Veränderung, die sie selbst nicht verstand. Es war, als hätte die Panik einen Schalter in ihr umgelegt.

Diese Menschen müssen an einem Ort, der dein Zuhause ist, um ihr Leben fürchten. Tu etwas! Hilf ihnen! Hilf deinem Vater!

Sie blickte sich um. Alle Männer an Deck waren beschäftigt, niemand beachtete sie in der Hektik, die jetzt herrschte. Sie rannte zum Heck, schwang ihre Beine über die Reling und blieb einen Moment darauf sitzen. Hohe Wellen schlugen gegen den Schiffsrumpf, und das aufspritzende Wasser benetzte ihre Beine. Dann fühlte sie, wie ihre Haut plötzlich spannte und prickelte. Wie ihre Atemluft ihren Körper durchströmte, bis in die Finger- und Zehenspitzen. So intensiv, wie nie zuvor. Sie lehnte sich gegen den Wind, fletschte die Zähne – Moment mal... *was* hatte sie da eben getan? – und sprang. Die allfällige Notwendigkeit einer Tauchermontur hatte sie gar nicht erst in Betracht gezogen. Sie ahnte, dass sie für das Betreten des eigenen Zuhauses keine Spezialausrüstung brauchte. Die dunkel-grün-gräuliche, wild peitschende Wasseroberfläche raste auf sie zu. Nahm sie in sich auf.

Helena tauchte immer tiefer. Erst mit angelegten Armen und wellenförmigen Körperbewegungen - und dann mit einem Mal irgendwie anders. – Ja, wie eigentlich? – Als nächstes wurde ihr bewusst, dass sie immer noch atmete. – Sie atmete? – Wie auch immer, das war jetzt nicht wichtig. Sie registrierte auch den zunehmenden Druck, doch der machte ihr nichts aus. Er bestätigte ihr lediglich, dass sie in die richtige Richtung schwamm.

Was sie jedoch total irritierte war das Glühwürmchen-artige Etwas, das ihr voranzuschwimmen schien und offenbar immer wusste, wohin sie wollte. – Aber auch das war jetzt nicht wichtig, solange es sie nicht angriff oder sonst wie aufhalten wollte.

Bald kamen ihr aus der Tiefe dunkle Schlieren entgegen – das Öl! -, und kurz darauf entdeckte sie auch die beiden Taucher. Die Lichtkegel zweier Lampen trafen sie und dahinter erkannte sie durch die beiden Taucherbrillengläser zwei weit aufgerissene Augenpaare. In einem davon sah sie Fassungslosigkeit. Entsetzen. Der hier muss der Schwede sein, dachte sie leicht amüsiert. - Im anderen Augenpaar las sie so etwas wie - Erkenntnis? Aha. Erkenntnis also. Ihr Vater wusste scheinbar so einiges über sie. Mehr als sie selbst.

Dann wandte sich Helena der Taucherglocke zu - und erblickte im glattpolierten Metall ein weiteres, wohlvertrautes Augenpaar. Es war jenes im allmorgendlichen Badezimmerspiegel. Doch das hier gehörte keinem Menschen, sondern... einem Fisch!? Einem düster dreinschauenden Fisch mit langen, nadeligen Zähnen und einem antennenartigen Fortsatz am Kopf, an dessen Ende eine Glühbirne oder sowas leuchtete.

Moment mal, das war... Nein. *Sie* war ein Anglerfisch.

Nathalie Galmarini (44), Meilen, Schweiz

Anmerkung: Bitte entschuldigt die nicht vorhandenen Doppel-S. In der Schweiz werden diese nicht verwendet, weshalb mir die Regeln dazu nicht geläufig sind.